

Der Meisterschütz : Erzählung

Autor(en): **Voegtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **202 (1923)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374668>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Meisterschütz.

Erzählung von Dr. Adolf Voegtlin.

Vor dem behäbigen Gasthaus zum Löwen in Wytellikon stand ein mit Tannenreis ausgelegter, mit grünen Kränzen und rot und weißen Bändern geschmückter, mächtiger Leiterwagen quer in die Straße hinaus. Ein Knecht spannte eben ein festliches Paar glänzend gestriegelter Rappen ein. Alt und jung Wytellikon stand um das Fuhrwerk herum. Ein ergrauter Mann umging es prüfend, die Radpflöcke, dann das Buggeschirr sorgfältig untersuchend. Jünglinge und Jungfrauen in schmucker Sonntags-tracht hatten noch Fähnchen festzunageln und Girlanden anzubinden. Endlich schwang sich ein kräftiger Bursche auf ein Rad hinauf und von da über die Leiter in den Wagen hinein und rief:

„He, Schulmeister, bring deine Jungfern; du weißt am besten, wie man die Maitschi läpft!“

„Also denn, ihr Jungfern, wenn's der Leuenhans sagt, muß man wohl dran glauben,“ rief der junge, rötlich-blondhaarige Lehrer; „der Schützenmeister ist heut unser General. Nu so kommt denn! Du Schönste zuletzt!“

Nun drängten sich sofort ein halbes Duzend muntere Mädchen aus der Menge hervor. Als sich aber der junge Mann bückte, um eines um die Knie zu fassen — weg war's. Lächelnd sagte er zu der nächsten: „Marianneli, geh du voran!“ Ohne sich zu zieren, trat des Gemeindevorstandes Tochterlein vor, raffte ihr Kleid und die seidene Schürze recht glatt zusammen und ließ sich, leis errötend, vom Schulmeister auf die Höhe des Leiterwagens heben, wo sie vom Leuenhans sanft wie eine Garbe vom reifsten Korn in Empfang genommen wurde und dann auf der langen Bank zuvorderst Platz nahm. Ihr gegenüber setzte sich ein Jungbursche mit einer kleinen rot und weißen Seidenfahne und einer gleichfarbigen Barettsfeder auf dem Hut. Und so bekam immer eine Jungfrau einen Jungknaben als Gegenfüßler, bis der Wagen voll war; nur zwei verheiratete Paare machten eine

Ausnahme und setzten sich, Mann und Frau, nebeneinander. Die Männer trugen alle schwarze Jägerhüte mit weiß und roten Bändern als vereinsmäßiges Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit, und zwischen die Knie klemmten sie ihr braunschäftiges neues Infanteriegewehr, das den Händen eine gewisse Unterhaltung bot, bis der Mund etwas zu sagen hatte. Jetzt

schwang sich der Lehrer zum Fuhrknecht auf den „Bod“ hinauf. „Hü!“ rief der Knecht und lenkte den im Riese knarrenden Wagen straßeinwärts. Dabei kam an der Stirnwand des Gefährts auf weißem

Papierschild ein Sprüchlein in Sicht: In Vaterlandes Saus und Brause, Da ist die Freude sündenrein! —

hieß es; und als der Wagen wegfuhr, sah man auf der Rückwand die etwas nüchtern gehaltenen Ergänzungsverse:

Und fehr'n wir besser nicht nach Hause, Der Beutel wird doch leichter sein. —

„Ihr habt ja den Beiwagen zum Heimführen der Preisgaben mitzunehmen vergessen!“ rief den Davonfahrenden der Dorfsamman nach.

„Oh,“ erhielt er lustig zur Antwort, „die holen wir nachher mit einem Güterzug ab, wenn's bis zur Preisverteilung eine Eisenbahn zu uns herauf gibt!“

Die Rappen erhielten die Peitsche. Sie holten aus, und eine Staubwolke verhüllte den Wagen. Jetzt setzte der Fuhrknecht sein Postillionshorn an: die Melodie „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus“ floß in das goldene Licht des Junimorgens hinein; der Chor nahm das Lied auf und sang es, bis der nahe Tannenwald, in den bei einer mächtigen Fichte die Straße einbog, den Wagen samt der Melodie in sein Dunkel hineinschlang.

„Wißt ihr,“ rief der Schulmeister, sich rückwärts wendend, in die nun sich selbst überlassene und rasch munter gewordene Gesellschaft hinein, „was der Ammann mir bei der Abfahrt gesagt hat? Unser Versmacher habe den Gottfried Keller nicht übel ent-



stellt; aber es freute ihn doch, daß wir nicht die Abficht hätten, als Profitschützen an ein vaterländisches Ehrenfest zu ziehen.“

„Oho,“ entgegnete der Leuenhans, „so eine goldene Uhr würdest du doch nicht verachten, für den Schatz, wenn du etwa einen bekommst, und dann noch etwa hundert Goldfische dazu! Da dürftest sogar ein Schulmeister ans Heiraten denken!“

Der Fähnrich mischte sich ins Gespräch: „Solch irdische Gedanken und Gelüste kann der Schulmeister doch nicht haben; der hat ja heut nicht weniger als ein halbes Duzend Engel in den Himmel hinaufgeschickt. Ich glaube, man sollte ihn festbinden, sonst fliegt er uns noch davon. Was meinst, Marianneli; leicht genug wär' er und Flügel hat seine himmelhungrige Phantasie sowieso.“

Er fürschelte in den Augen der Angeredeten und freute sich, das Mädchen in ein Gespräch verwickelt zu haben, in welchem sich ihre Neigung oder ihr Widerwille verraten sollte.

Marianneli wurde über und über rot und strich einen Augenblick verlegen mit der Hand über die Seidenschürze; dann aber schlug sie neckisch die blauen Augen auf und fand das Wort: „Wenn es so wäre, dann müßte ja der Leuenhans der leidhaftige Petrus sein, der die unschuldigen Seelen in Empfang nimmt; aber niemand wird ihm diesen überirdischen Beruf ansehen; er hat ja nicht einmal einen Bart und, wenn's gut geht, höchstens einen Uhrenschlüssel bei sich.“ Alles lachte, und Marianneli, die mit dieser Antwort den Angriff nicht sowohl parierte, als vielmehr glücklich auf eine andere Person übertrug, gab damit ihrem Herzen, das gar plötzlich in Wallung geraten war, das Gleichgewicht wieder. „Uebrigens,“ fuhr sie fort, „wäre es gescheiter, der Fähnrich täte seine Rede ausstudieren, als solch windige Vergleiche anstellen.“

„Ja, wie steht's damit? . . . So ein ganz bombenfester Redner bist du eigentlich nie gewesen!“ hagelten Fragen und Vermutungen von allen Seiten auf den Fähnrich ein. „Kannst du sie auswendig? daß du nie stecken bleibst! . . . Wir müssen doch auch wissen, was du bei der Uebergabe der Fahne sagen willst. Oder willst uns etwa blamieren?“

„Oho!“ antwortete der Fähnrich mit verschmitztem Gesicht. „Da seid ihr auf dem Holzweg. Meine Rede hab' ich fix und fertig in der Tasche, wenn's mit dem Gedächtnis hapern sollte, was ich zwar nicht hoffe.“

„Gut wär's freilich,“ meinte der Lehrer ruhig, „wenn du uns den Gedankengang anvertrauen wollest, da du doch in aller Namen sprichst.“

„Heraus damit!“ unterstützten ihn die andern lebhaft. „Halt' uns deine Rede, damit wir wissen, an welchen Stellen wir Bravo rufen müssen!“

„Wenn ihr's um alles haben wollt, halt' ich euch die Rede schon! Nur daß mich keiner unterbricht, wenn sie ihm zu lang vorkommen sollte.“

„Wer ihn unterbricht,“ drohte der Leuenhans, der Schützenmeister, „der zahlt einen Doppelliter Goldwandler!“

„Gut denn! Daraufhin will ich euch auf die Probe stellen.“ Er suchte eine rhetorische Positur anzu-

nehmen, gab sich mit der auf den Fußboden gestellten Fahne den nötigen Widerstand gegen die Erschütterung des Fahrzeuges, legte die rechte Hand auf die Brust und hob machtvoll an:

„Margauer! Schützenbrüder!

Hier übergeben wir euch unser Fähnlein. Und nun habt recht Sorge dazu! Der Name unseres Vereins steht drauf.

Dixi.“

Der Redner setzte sich würdevoll.

„Das geht nicht! Das hat keine Art!“ prasselten jetzt die Vorwürfe auf den Fähnrich nieder.

„Mehr bringt ihr nicht aus mir heraus und wenn ihr des Leuenwirts Rappen vorspannt!“ beteuerte der Fähnrich.

„Das ist eine Lumperei! So geh' ich nicht mit zur Fahnenübergabe! Ich auch nicht! . . . Ich auch nicht! . . . Der schönste Kerl unter uns bist, Fähnrich; aber dann hat's es! Eine solche Rede brächte uns ins Tagblatt!“

Mit dem größten Gleichmut, wie eine papierne Zielscheibe, ließ sich der Fähnrich von diesen Pfeilen des Vorwurfs durchbohren und rief:

„Gut denn, so wählt einen andern, den zweit-schönsten!“

„Der Leuenhans, unser Schützenmeister!“ rief ein anderer.

„Oder der Schulmeister!“ rief ein dritter.

„Abstimmen! Abstimmen!“ hieß es von allen Seiten.

Beim ersten Wahlgang fielen die Stimmen den beiden Vorgesetzten zu gleichen Teilen zu.

„Die Frauen und Jungfrauen müssen mitstimmen!“ hieß es nun.

„Wer stimmt für den zuerst Vorgesetzten?“ fragte in zuversichtlicher Lustigkeit der Leuenhans.

Die Jungfrauen sahen alle auf Marianneli, die erwartungsvoll dasaß, ohne sich zu regen.

„Wer stimmt für den Schulmeister?“ fragte der Schützenmeister in forschendem Tone, aber doch etwas gezwickt.

Jetzt fuhren die Hände der Jungfrauen munter in die Höhe. Dem Lehrer, der ihre Erziehung zum Teil geleitet hatte und dessen Seele sie kannten, brachten sie mehr Zutrauen entgegen als dem reichen Wirtsohn, trotzdem er Schützenmeister und Wachtmeister bei den Dragonern war.

„He, ja!“ bemerkte jetzt Marianneli begütigend zum Leuenhans, „es kommt doch jetzt darauf an, wer am besten vom Fleck weg wohlgelekt reden kann, nicht? Und dazu ist gewiß der Heinrich . . . der Schulmeister geschickt!“

„Natürlich, natürlich!“ antwortete der Schützenmeister, „obchon es eigentlich des Vereinspräsidenten Sache wäre,“ setzte er brummend hinzu.

„Ich verzichte gerne, Leuenhans!“ rief nun der Schulmeister ihm vom Bod' herab zu.

„Nichts da!“ entgegnete der Angeredete. „Volles Stimme — Gottes Stimme!“ Er gab sich selber einen Ruck und rief in die etwas verdunkelte Gesellschaft hinein: „He, wir wollen wieder eins singen!“

Wie jubelnder Verchengefang stieg es nun aus Mari-

annelis Brust in die sonnige Morgenluft empor: „Hab' oft im Kreise der Lieben im duftigen Grase geruht und mir ein Liedlein gesungen, und alles war hübsch und gut!“

Der Chor setzte kraftvoll ein, sich selbst belebend an der Stimmung, welche der Stunde entsprach. Und als in der dritten Strophe die Steigerung ungewollt prächtig herauskam, und bei den Worten:

„Und manches, was ich erfahren, verkocht' ich in stiller Mut, Und kam ich wieder zu singen, war alles auch wieder gut“ sich aller Augen auf den Leuenhans richteten, wollte dieser sich fast ein wenig schämen. Aber es gelang ihm nicht: Ein Dorn saß tief in seiner Seele und hemmte ihre Selbstbefreiung.

Als das Lied verklungen und ein Weilschen Schweigen eingetreten war, nahm der Fähndrich, dessen äußere Erscheinung alle ausstach, und der es denn doch nicht verwinden konnte, daß der Schulmeister ohne alle Anstrengung das ihm selber zugedachte Ehrenamt erhalten hatte, den Faden der Unterhaltung wieder auf und erging sich in einigen spizen Redensarten, die aber am Rücken des Lehrers wirkungslos abprallten. Der saß ruhig auf dem Bock und fühlte, ganz in Redevorbereitung versunken, den Zweck des festlichen Anlasses durch, bis es in seiner Seele warm und hell wurde und Gedanken sich bildeten.

„s ist doch schade, daß wir keinen strammeren Fahnenredner gewählt haben; es wird gut sein, wenn wir unsere Frauen bei der Uebergabe etwas nach vorn stellen, damit die Leute nicht meinen, es wachse kein schöneres Holz in Wytellikon.“

„Für die Schönheit oder ihr Gegenteil kann einer nichts; ebensowenig wie wenn man einen für sein einfältiges Geschwätz verantwortlich macht,“ trumpfte ihn ein gesetzter Mann ab.

„Jawohl!“ unterstützte ihn der Leuenhans scheinbar, aber innerlich verbissen:

„Ein Schelm gibt mehr, als er hat. Was dann die Redekunst anbetrifft: das Gackern soll er verstehen, wozu hätte er sonst seinen Gockelkopf mit dem feuerroten Kamm darauf?“

„Er wird halt nicht schöner und nicht wüster sein als seine Eltern,“ rief einer.

„Doch, doch!“ entgegnete der Leuenhans in lodernem Uebermut.

„Eine Nummer schöner als sein Vater ist er schon! selb gewiß!“ ergänzte er.

„Woher weißt du das? Du hast ihn ja kaum gekannt!“ meinte jener.

„Aber die Hebamme hat's erzählt,“ rief der Leuenhans belustigt, „und die muß es doch wissen!“

Man merkte, daß der Leuenhans einen Spaß auf dem Zahn habe, der ihm weh tat, wenn er ihn nicht knacken durfte. Um ihn seine Niederlage vergessen zu lassen, drangen nun mehrere in ihn: „Erzähl! Gib's zum besten!“

Da fing er an:

„Als unser Heiri dort, der Schulmeister, das Licht der Welt erblickte, war's gerade ein eisig kalter Januar. Zu gleicher Zeit hatte das liebe Mutterschwein geworfen, aber alle Ferkel, die toten wie die leben-

digen, bis auf eines wieder aufgefressen, das grausame Schwein! Der Vater rettete das übriggebliebene, halb erfrorene Ferkel, und da er kein warmes Nestchen für das teure Kleinod wußte, nahm die nie verlegene Hebamme das Wiegenkind aus der Bettwärme und legte es der Mutter an die Seite; der Vater aber schob das Ferkel in die Wiege und deckte es sorgsam zu, daß nur noch die rosaroten spizen Nehrlein und die wasserblauen Auglein unter der Decke hervorguckten. Da klopfte es sacht an der Thür. Die Nachbarin kam leise herein und erkundigte sich, glückliche Teilnahme flüsternd, nach dem Befinden der Wöchnerin. Dann zupfte sie das grüne Vorhänglein an der Wiege in die Höhe. „Darf man ihn sehen?“ fragte sie süß, blickte hinein, faltete selig die Hände und sagte, indem sie dem Vater gratulierte: „He, aber au! He, aber au! auf und ähnlich sein Vater, wie aus dem Gesicht geschnitten“ —

Die Wöchnerin soll vor Lachen plötzlich gesund geworden sein.“ . . .

Ein haltsbrechendes Gelächter schüttelte die ganze männliche und weibliche Gesellschaft; nur Marianneli, des Gemeindeammanns Töchterlein, saß schweigend in ihren Schoß nieder.

„Nicht wahr!“ schrie jetzt der Leuenhans, auf den grühlenden Beifall stolz, zum Schulmeister hinauf, der gar nichts gehört hatte, „um eine Nummer bist du doch schöner als dein Vater selig?“

Der aber entgegnete ganz ruhig und trocken: „Darauf kommt es nicht an. Wenn ich nur um eine Nummer besser werden könnte, so stände es recht um mich! Schön, hat er immer gemeint, könne auch der erste beste Lumpenhund sein. Das sei kein Verdienst.“

Eben fuhr der Wagen an einem Denkstein vorbei, der hart an der Straße in der Wiese stand. „Hier haben vor mehr als einem halben Jahrtausend 1300 Zürcher 4000 Oesterreicher aufs Haupt geschlagen!“ rief er harmlos in den Wagen hinein, ohne zu wissen, daß er einen ins Herz getroffen und selber einen stillen Sieg erfochten hatte.

„Wart' nur, Schulmeister,“ brummte der Leuenhans vor sich hin. „Zu Baden vor den Scheiben wollen wir dir den Meister zeigen; den Lorbeer holt man nicht mit dem Maul. Und wer das Glück hat, führt die Braut heim.“

Kanonen donnerten dumpf in das Seitental der Gimmat hinein, das sie jetzt hinuntersuhren. Der Wind trug von Zeit zu Zeit festliche Musik herauf. Nun glänzten auch schon die Türme von Baden in der Sonne, bunte Fahnen flatterten. Die Wytelliker fuhren in einer freudigen Erregung, die alle Neckerei und Nörgelei mit einem Schlage verschlang, in der menschengedrängten Bäderstadt ein, die selber mit all ihrer Romantik in Natur und Menschenwerk ein wogender Festjubiläum war.

Die Wytelliker saßen im Roten Turm beim Jmbiß, um sich zum vaterländischen Wettkampf zu stärken. Auch die Frauen griffen tapfer zu, da ihnen das Lachen und Singen während der Fahrt durchs morgensfrische Gelände den Appetit ordentlich geschärft hatte. Der Leuenhans, der als Wirt die besten Weinnummern

in der Gegend genau kannte, hatte aus eigener Tasche einige Doppelliter „Goldwandler“ aufstischen lassen und munterte eifrig zum Trinken auf, indem er selber mit dem großen Beispiel voranging und den golden schillernden Wein, die Neuglein halb geschlossen, in langen, bedächtigen Zügen schlürfte. Der Lehrer mahnte ungeduldig zum Ausbruch und wollte nicht trinken.

„Wir haben diesen Morgen Gift bekommen,“ entschuldigte der Leuenhans den langen Sitz hinterm Weintisch, „jetzt brauchen wir ein ordentlich Stück Gegengift, um selbes wieder aus dem Leib hinauszuschwemmen!“

„Gut ist dein Gegengift, Leuenhans, selbes muß man sagen!“ bekannte einer lachend. „Der Schulmeister ist halt ein entarteter Eidgenosß; unsere Alten haben bekanntlich immer noch eins hinter die Binde gegossen,“ meinte ein anderer.

„Ohä! Die Milchbuben von Sempach, Näfels, Grandson, Murten und Dornach, die kannten das Flaschenaugen vor der Schlacht nicht. Freilich nach dem Hauer*, wenn die Feinde zu Boden lagen, da waren sie auch dabei!“ entgegnete der Lehrer, „und ich will nicht sagen, daß ich heut abend, wenn alles gut vorbeigeht, nicht auch eine Flasche mitleeren helfe; aber jetzt bringt ihr mich nicht dazu!“

„Er hat ja seit zwei Monaten keinen Schluck getrunken und lebt so nüchtern wie ein Athlet, weil jeder Tropfen Gift, wie er sagt, ihm einen schön ins Schwarze hinein gezielten Schuß ins Blaue verziehen könne!“ So höhnte ein dritter. „Ja, ja, die Schulmeister sind halt dem Herrgott, der den Wein erschaffen hat, immer um eine Nasenlänge voraus; seht euch nur sein Riechhorn an!“

„Oder vielleicht,“ rief der Leuenhans, „kommt die Enthaltbarkeit daher, weil die Schneider und die Schulmeister alle schlechte Mägen haben.“

„Magst recht haben, Leuenhans,“ gab der Angegriffene belustigt zu; „und die schlechten Mägen kommen daher, daß ihr im Aargau den Schulmeistern bloß Stroh statt Hafer zu fressen gebt. Was meinst, wie würd's deinen schönen Kappen bei solcher Kost ergehen?“

„Warum bist denn überhaupt einer geworden?“

*) Kampf.

„Aus Mitleid mit den Einfältigen,“ antwortete der Lehrer in schalkhaftem Tone. „Weißt, es gibt so viel von der Sorte, die nicht vorwärts kämen, wenn man nicht ihrem Kopf tät' unter die Arme greifen. Du bist freilich wenig lang in die Schule gegangen und hast's auch nicht nötig gehabt; denn mit dem Verstand, den du brauchst, hat dein Vater schon lang die Geldtruhe gefüllt.“

Der Leuenhans fand den Treffer, der in der Antwort lag, nicht heraus, obschon die Männer nicht übel dazu lachten und die Jungfrauen kicherten; daß ihn der Lehrer selber vor allen als einen Reichen herausstrich, hatte sein Herz gar wohlzig zum Schwelgen gebracht.

„Einweg! sagte er herablassend zum Lehrer, „stoß' mal an!“ und hielt ihm das Glas entgegen. Als sich dieser aber entschieden weigerte, faßte er es als persönliche Beleidigung auf und fuhr ihn zornig an: „Du willst nicht! Mach' mich nicht taub! Du widerhaariger Siebenteufel. Tu' Bescheid, oder ich schlage dich unzespitzt ...“

„Red' doch nicht so wüßt!“ mahnte Marianneli ab; und seltsam: der aufgebraute Leuenhans hielt inne und bezag sich ruhig an seinen Platz, wie ein abtrünniges Schaf, das der Hirt mit Erdschollen beworfen.

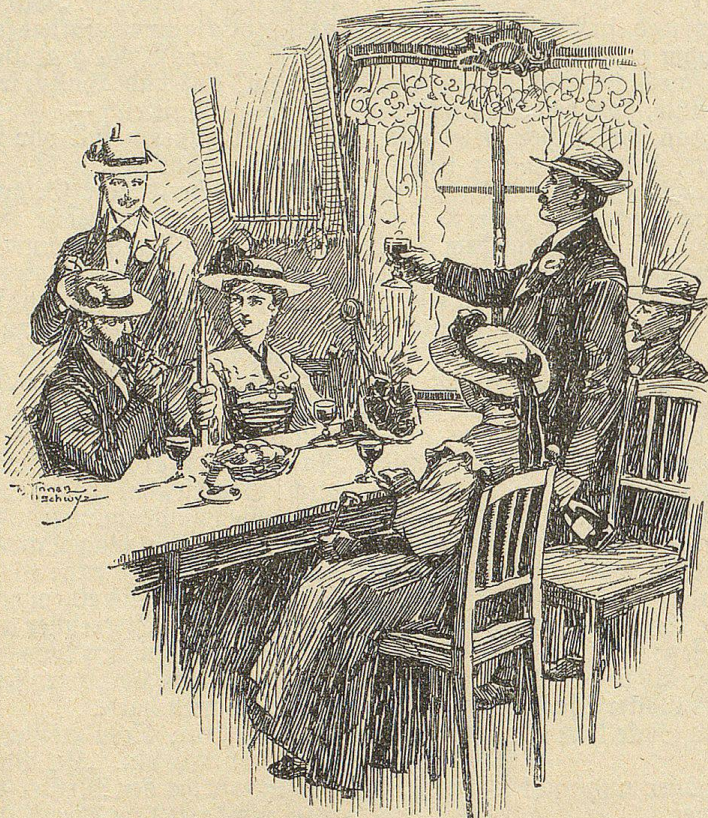
Nun erhob sich der Fähnrich und rief: „Wir sind auf diese Stunde zum Empfange angemeldet. Auch sonst ist es Zeit, daß wir auf-

brechen; am Ende könnte der eine und der andere die Scheiben doppelt sehen und zwischen beiden hindurchschießen. Aber vorerst stoßen wir noch an auf unsern guten Geist, der, wie die Liebe der Welt die Wytelliker Schützen zusammenhält. Marianneli lebe hoch!“ Man erhob sich und stieß geräuschvoll an. Da entwichte der Schulmeister die Treppe hinab.

„Du hast einen saubern Galan, Marianneli, der sich aus dem Staub macht, wenn man auf deine Gesundheit trinkt!“ sagte der Leuenhans zu dem Mädchen, indem er ihm triumphierend in die Augen blickte. Allein sie entgegnete:

„Sei doch nicht so mit ihm. Denke doch daran, daß er die Fahnenrede halten muß und deshalb die Gedanken nicht in die Bohnen schicken kann.“

„Ja, ja!“ entgegnete er, „ich weiß, du hältst es mit ihm; aber heut abend tanzt du doch mit dem Meister-



schützen, gelt? Den ersten Tanz und dann immer wieder! . . .“

„Und hernach beim Nachhausefahren . . .“

Das polternde Geräusch der treppab eilenden Schützen überrönte den Schluß seiner zumutungsvollen und vertraulichen Rede. Der Lehrer, der auf der Straße stand, sah noch, wie der Leuenhans im Hausflur nach Mariannelis Hand griff, um einen bestätigenden Händedruck von ihr zu erpressen. Marianneli errödete und entzog ihm fast unwillig die Hand. Das bemerkte der Lehrer und dankte ihr mit einem leuchtenden Blick.

Nun stellte sich der kleine Zug, die bewehrten Männer voran, auf der Straße in Reih' und Glied auf und marschierte im Takttritt unter der stillen Musik des Fahnenstängels, das der Fähnrich, fast mehr als schön war, besorgte, durch die bunt bewimpelten, von frischen Kränzen und Nelken duftenden Gassen dem Festplatz zu.

Vor der Fahnenburg hatte sich eben eine dichte Volksmenge um einen Stadtschützenverein geschart, der seine Fahne übergab. Heinrich, der Lehrer, horchte mit gespanntem Ohr und nahm sich vor, es nicht zu machen wie der Redner dieses Vereins. Der glaubte nämlich, so ein kantonales Schützenfest sei dazu berufen, die Gegensätze zwischen grünen Protestanten, schwarzen Katholiken, roten Fortschrittlern und grauen Rückschrittlern, zwischen violetten Reichen und lehmgelben Armen auszuöhnen, indem man sie alle in die unbestimmbare Farbe der Festfreude eintunkte, und aus jedem schlechten Kerl könne man mit Hilfe des patriotischen Impfstoffes einen vaterländischen Tugendhelden machen; eine halbstündige, schwülstige Patriotenrede sei auch imstande, diejenigen gegen die obersten Behörden freundlich und ergeben zu stimmen, die infolge einer zerfahrenen und kurzfristigen Politik den Segen der Mutter Argovia jahrelang entbehrt hatten und ihr mit hungernder Seele grollten. Der Lehrer sagte sich, alles Heimatgefühl beruhe auf glücklichen Erlebnissen im Lande der Väter, auf gerechter Behandlung vor: oben, auf Sicherheit und Ordnung und wirtschaftlicher Wohlfahrt; und da alle diese Verhältnisse nicht günstig lagen, ihm aber anderseits bekannt war, daß nur durch eine bessere politische Bildung des Volkes und eine charaktervolle Erziehung im Laufe der Jahre eine Besserung erzielt werden könne, wollte er schon deshalb von diesen Dingen schweigen und über einen Gegenstand reden, welcher dem Festanlasse näher lag.

Als der Empfang vorüber war, bestieg Heinrich festen Schrittes das Stehbrett, stellte die Fahne neben sich hin und hob mit wohl lautender Stimme an:

„Liebe festgebende Schützen von Baden!“

„Indem wir kleine Schar Männer vom „Berg“ euch unsere herzlichsten Glückwünsche zum schönen Gelingen eures Festes überbringen, bitten wir euch, unser jugendliches Fähnlein in eure treue Hut zu nehmen und ihm einen bescheidenen Platz zu gönnen im Schatzen des Kantonsbanners. Wir sind die jüngsten Wehrmänner von Wyttellikon, ein kleiner Verein, und haben nur einen Grund, der unser kühnes Unterfangen, mit euch und den andern aargauischen Sektionen in

Wettbewerb zu treten, entschuldigen kann. Ihr wißt, wie allerlei schlimme Gerüchte herumgeboten werden, um das Vertrauen in die neue Waffe, welche uns das Vaterland gegeben hat, bei der Wehrmannschaft zu erschüttern. Wir aber haben uns fleißig geübt und erfahren, daß das neue Gewehr dem alten durchaus überlegen ist, und wollen es nun versuchen, durch tüchtige Leistungen beim Wettkampfe zu beweisen, daß es das volle Vertrauen des eidgenössischen Wehrmannes verdient. Wir wissen nicht, aus welchem Lager jene Gerüchte stammen, wohl aber, daß sie geeignet sind, rings im Lande Mißtrauen zu säen, die obersten Behörden als unfähig und bestechlich beim Volk zu verdächtigen und so den Geist der Einigkeit zu schwächen, dessen unser kleines Gemeinwesen angesichts der uns bedrohenden Mächte vor allen Dingen bedarf. Ein Volk in Waffen zu sein, war von jeher unser Los; auch unser künftiges Dasein wird bedingt durch unsere Kriegstüchtigkeit. Unsere gute Waffe soll und muß uns den zuverlässigsten Mut geben, darin immer mehr Fortschritte zu machen, durch strenge Mannszucht und ausdauernde Übung Körper und Geist zu stählen zum heiligen Dienst für Erhaltung unserer Freiheit. So empfanget denn im Sinne eines energischen „Vorwärts!“ unser Fähnlein und öffnet uns euern gastlichen Stand: nicht zu blutigem Kampf für unsere Waffenehre, sondern vorerst nur zum friedlichen Kampf für die Ehre unserer Waffe. Das unsern Händen diese kostbare Waffe zu Ehr' und Wehr anvertraut hat, unser teures Vaterland, es lebe hoch!“

So nüchtern die Rede im Stile gehalten war, so tief drang sie ein in die Herzen der Umstehenden, erwärmte sie durch das Feuer der persönlichen Ueberzeugung, das aus der Brust des Redners auf alle übersprang, und packte die Wohlgesinnten durch die feste, aber sehr zeitgemäße Anspielung, welche sich der junge Mann auf eine gewisse, mehr geheim als offen wirkende bundesfeindliche Politik gestaltet hatte. Die Wyttelliker hatten keine Kunstpausen ausfüllen, keine Beifallskrufe zur Belebung der Situation einschleichen müssen. Dafür brachen diese jetzt von allen Seiten los, und als sie verrauscht waren und man auseinanderging, rief manch ein bescheidener Mann dem Redner, der mit den Seinen sofort zur Tat schritt und in den Schießstand abmarschierte, erfreut nach: „Das war brav gesprochen!“

Der Leuenhans freilich, der hinter ihnen herschritt, konnte diese Anerkennung, die ihm wie ein Dorn in die Seele ging, nicht verwinden und lachte, zum Nachbar sich wendend: „So, jetzt wenn's mit dem Maul gemacht wäre, so hätten wir an ihm einen Ausbund von einem Schützen. Aber gut schießen, das hat Mühe! Da kommt man mit einer geläufigen Wortmühle nicht allein durch; beim Hagel nicht!“

Marianneli sagte zu ihrer Nachbarin, so daß es der Leuenhans zu hören vermochte: „Jetzt ist's aber doch gut, daß sie einander den Meißter zeigen können; bei diesen ewigen Sticheleien wird's einem doch ungemütlich.“

Vor dem Schießstand wollten die Frauen Abschied nehmen. Allein der Leuenhans setzte es durch, daß

auch für sie Eintrittskarten gelöst wurden. Sie sollten Augenzeuginnen sein, daß die Wytelliker, gegenwärtige wie zukünftige Ghemänner, eine ernste Sache ernst nähmen und sich in dem edelsten vaterländischen Sport nicht vor andern zu verbergen brauchten. Es werde ihnen nicht schaden, wenn ihnen wieder einmal das Herz unter dem Brustflak etwas höher poppere als am gewöhnlichen Werktag; ja, vielleicht wäre es gut, wenn sie die Waffen auch handhaben lernten, wie die hochgemuten Frauen in der Schlacht am Stoß und der Enden.

Die Wytelliker begannen nun ihre Schüsse im Gruppenwettkampf abzugeben. Nachdem ein Duzend gefallen war, zeigte sich des Leuenhans Ueberlegenheit. Fast Schuß für Schuß tauchte vor seiner Scheibe die rote Kelle mit dem weißen Kreuz aus dem Graben herauf und legte sich vors Schwarze, und wenn der Zeiger einen besonders schönen Treffer durch ein um den Mittelpunkt sich bewegendes Kreisel markierte, so brach ein Jubel unter den Frauen los. Bald standen fast alle hinter seinem Stand. Und wenn er je weilen nach einem feinen Treffer von den Knien sich erhob, um den nötigen Atem zu schöpfen, den er während des Zielens unterdrückt hatte, wenn er sich triumphierend umsah und lachte: „He! den hat's!“ dann erntete er Blicke der Bewunderung. Als dann die Punktzahlen, welche die acht Schützen erreicht hatten, zusammengezählt wurden, stellte es sich heraus, daß der Leuenhans die höchste hatte. „He, was meinst, du WC-Schütze?“ höhnte er zum Lehrer hinüber, „mach's nach, wenn du kannst! Und du dort, Fähnrich,“ wandte er sich in seinem Altmeistergroll an diesen, der das schöne Resultat der Gruppe durch einige Fehlschüsse verpfuscht hatte, „da hast's wieder gesehen: Man kann lang im Bett auf der faulen Haut liegen und mit den Augen in den schönen Sonntag hinausblinzeln und zielen und glauben, wenn man nur recht wollte, so treffe man dann schon ins Schwarze! Hinaus muß man zur Übung, aufs Feld, zur Übung, und zwar regelmäßig, du Sapperloter!“

Jetzt war er wieder der Hahn im Korb. Die Jungfrauen wünschten Glück, und wie er jeder die Hand drücken durfte, kam es ihm vor, er sei ein höheres Wesen, ein König in seiner Art. Länger, als es nötig, drückte er Mariannelis Hand: „Jetzt mußt du auch einen Schuß aus meinem Gewehr tun!“ sagte er in überschwenglichem Siegesgefühl zu ihr. Wieder streifte ihr fragender Blick den Lehrer. Als der Leuenhans dies sah, warfen ihm seine Augen wütende Blicke zu, und er zerrte Marianneli, ohne nur ihre Antwort abzuwarten, in den Stand hinein, ließ eine Schießkarte für sie kaufen und gab ihr in heiligem Ernst die nötige Anleitung in seiner Kunst. Marianneli, die sich anfänglich sträubte, griff endlich zum Gewehr und — schoß. „Juhu!“ riefen ihr die Freundinnen zu. „Das gibt eine wackere Schützin. Zum erstenmal und gleich ins Schwarze!“ Marianneli geriet in Eifer; allein die folgenden Schüsse fielen alle nur ums Schwarze herum und fanden den rechten Weg nicht mehr, so daß auch der Leuenhans davon abstand, aus ihr auf dem Fleck eine Meister Schützin zu machen.

Um so sicherer war er, selber den Meisterschützentitel zu erringen, und legte sich ans Werk, freilich nicht, ohne sich zuvor aus einer Flasche vom Bessern gestärkt zu haben. Einige Stände von ihm entfernt, hatte der Lehrer ebenfalls angefangen, mit hundert Schüssen um den „Meisterschützen“ zu werben. Er hatte sich eine Flaiche Wasser angeschafft, um ja nicht in Wallung zu geraten, in übermäßigem Eifer seine Schüsse zu schnell abzugeben oder infolge heftigen Herzschlags beim Abdücken den Schuß zu verziehen. Es galt, wie er am Morgen in seiner Rede versichert hatte, die Ehre der Waffe zu verteidigen; aber zugleich hatte er sich noch ein anderes Ziel eingestellt. Mariannelis Benehmen hatte ihm mehrmals bewiesen, daß er in ihrer Seele zuvorderst stand. Wenn nun der Leuenhans als Sieger aus dem Wettkampf hervorging, so war ihm nach altem Brauch und an diesem Tage wiederholter Abmachung das Vorrecht gesichert, sich als Erster für den Aherd, der dem Tanz und der Geselligkeit gewidmet sein sollte, eine Jungfrau als Gefährtin zu wählen, welche er nach der Heimfahrt auch nach Hause begleiten durfte. Der Leuenhans konnte, wenn er sich Mühe gab, sehr zutunlich sein, und Mariannelis Herz war auch nicht aus Hagenbuchholz geschnitten. Wein und Tanz kannte er schon längst als gefährliche Kuppler. Am Ende wäre doch möglich, daß ihr dann in der Erregung ein vorschnelles oder ein bindendes Wort entschlüpfte, wenn ihr der Leuenhans schilderte, wie sie's schön und ungesorgt bei ihm haben würde, wie ein Schäflein auf der grünen Weide.

Während des Zielens war ihm der unselige Gedanke an eine solche Möglichkeit gekommen. Er fühlte, wie ihm eine Blutwelle zu Kopf stieg. Er tat einen tiefen Atemzug, der zeigte, wie lange er den Atem angehalten hatte, setzte ab, sicherte sein Gewehr, erhob sich und trank ein Glas Wasser, um sich zu beruhigen. Als sich die Welle wieder gelegt hatte und sein Herz wieder ruhig schlug, setzte er das Schießen fort. Weinahe Schuß um Schuß holte er eine Nummer. Er sah, wenn er sich umblickte, wie mehr und mehr Wytelliker vom Stand des Leuenhans zu ihm herüberkamen, merkte, wie auch Fremde sich hinter seinem Rücken ansammelten, und hörte manches leise und laute Lob. „Flott . . . Verdammt gut . . . Bravo! . . . Ausgezeichnet! . . . Heidenmäßig sicher . . . Vorzüglich!“ Ein Aufsicht habender ersuchte die Zuschauer einmal, nicht zu lärmen, sondern den Mann ungestört schießen zu lassen.

Jetzt stand der Lehrer auf und ließ das Schießheft vom Schützenmeister kontrollieren. Der machte freudig verwunderte Augen. „Sechzig Schüsse, sechzig Treffer und darunter vierundfünfzig Nummern! Ich gratuliere Ihnen!“ sagte er, und drückte dem Schützen die Hand. „Ein Lehrer sind Sie? Das freut mich um so mehr! . . . Das ist halt noch einer ohne Brille!“ rief er im Tone des Lobes in die Menge hinein, die nun herankam, um Heinrich die Hand zu schütteln.

Ein Kanonenschuß erdröhnte. Das Knattern der Gewehre hörte auf, die Scheiben fuhren blitzschnell in die Tiefe, und neben dem Scheibenstand tauchten vor dem grünen Abhang die Zeiger mit ihren feuer-

roten Blusen auf — eine ganze Kompagnie — schlugen flammende Purzelbäume und sprangen in übermütigen Sätzen auf die Straße hinaus, die sie zum Festplatz und zum wohlbesetzten Mittagstisch führte.

Der Schießstand entleerte sich; alles stürmte der Festhütte zu, wo das Reden und Schreien und Jubeln der Schützen und ihrer Freunde, das Tellerklirren, Pfropfenknallen und Gläserklingen in den rauschenden Wogen einer kräftigen Militärmusik unterging. Den Leuenhans sah man am Tische lebhaft die Hände verwerfen und den Mund aufstun, als ob er den Lärm der Festhütte niederschreien wollte, um seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Die Wytelliker kehrten sich im ganzen nicht viel daran, sondern hieben eifrig auf ihre Teller ein und ließen den Wein nicht warm werden. Marianneli wurde von ihm mit zubringlicher Aufmerksamkeit bedient; zwischenhinein konnte er sich aber doch nicht enthalten, sein Schießheft hervorzunehmen und laut darauf hinzuweisen, daß er eine Reihe von zehn Nummern habe, was dem Heiri eben doch nicht gelungen sei. Er solle ihm nur kommen: am Nachmittag werde weiter geschossen, und da werde es sich dann zeigen, wer der Meister sei. „Wenn ich nicht Erster werde, so soll mich der Teufel holen,“ rief er. „Ich garantiere euch, daß ich heut abend die erste zum Tanz hole.“ Einer entgegnete ihm: „Aber das kannst du halt doch nicht verputzen, daß er vierundfünfzig und du nur fünfzig Nummern hast. Auch sind sie weder gefälscht noch gestohlen.“

„Wer weiß, was der Hagel Schulmeister angestellt hat!“ entgegnete er. „Ich will aber nichts Schlechtes gesagt haben!“ fügte er, den Nachdenkenden herausfordernd, aber im Tone der Verdächtigung hinzu, welche der Neid und die Eifersucht in ihm erweckt hatten.

Es war gut, daß Heinrich am Essen nicht teilnahm, sonst hätte es an der Festtafel garstige Händel abgeseht. Auch stimmte jetzt die Musik einen vaterländischen Gesang an, auf den ein Redner, als er seine Rede wirkungslos im Meer des Lärms versinken sah, glücklich hinübergelenkt hatte und der nun von der ganzen Festgemeinde aufgenommen wurde und allen Zwist und Hader durch seine Gewalt zum Schweigen brachte, wie die allmächtigen Klangwogen eines Gewitters das nichtige Geräusch der Erde ersäufen. Damit war das zechende Hüttenvolk in die richtige Stimmung gebracht, um ein kleines Festdrama, das in der Zeit des Großen Sterbens spielte, in sich aufzunehmen. Am Schlusse desselben trat die allegorische Gestalt des Todes als Ritter, mit einer todbringenden Feuerbüchse versehen, unter eidgenössische Schützenbrüder, die sich bei einem Fest wegen Glaubenssachen in die Haare geraten waren, und räumte als großer Gleichmacher unter ihnen auf.

Inzwischen lag Heinrich, der Lehrer, neben dem Scheibenstand im Schatten des Hügelwaldes. Er hatte, um nicht an der Schützenfesttafel sich beteiligen und dem Wein zusprechen zu müssen, vorgeschützt, von einem ehemaligen Schulkameraden zum Essen eingeladen worden zu sein. Auch wußte er, daß seine Anwesenheit den Leuenhans reizte, und soviel an ihm

lag, wollte er den Wytellikern die Festfahrt nicht verderben. Hier verzehrte er nun in stiller Bergnüglichkeit, was ihm seine Mutter zum Essen mitgegeben hatte, indem er sich auf das weiche Moos hinstreckte.

Ein wohliger Rausch, halb Genugtuung über das Erreichte, halb Zuversicht in den zu erkämpfenden Sieg, durchquoll ihm Leib und Seele. Noch nie hatte ihm die Wurst so gemundet, war er bei so einfachem Mahl so kindlich selig gewesen. Als der Mittagswind die Wipfel über ihm bewegte und zu flüstern anhub, war's ihm, er lebe als ein Frommer in einer Einsiedelei, um mit dem Schicksal seines Vaterlandes Zwiesprache zu halten. Etwas Großes fühlte er in sich werden. Alles fürs Vaterland und nichts von ihm! schwur er sich im stillen zu. Mit den einfachsten Mitteln, aufrichtig und redlich, wollte er heute und immerdar seine Siege erringen, ohne Geiz nach Ruhm und Gewinn. Eine unnennbare Hingebung an die Heimat, der er mehr als bisher dienen wollte, erfüllte ihn. Far benglühende, herrliche Zukunftsbilder zogen an seinem Auge vorüber, die er jedoch mit dem Geiste nicht festzuhalten vermochte; und als nun gar zwischen den weißen Wolken aus dem blauen Himmel droben rote Fahnen mit dem weißen Kreuz hin und her und quer durcheinander zu winken begannen, verschleierte ihm ein Nebel den Blick und verwirrte seine Phantasie völlig. Heinrich schlief ein.

In der Festhütte war am Tisch der Wytelliker ein ganz ausbündiger Lärm. Der Leuenhans war ins Redefeuere gekommen, je mehr, je größer die Kolonne der leeren Flaschen wurde, die er als „Batteriechef“ wie er sich nannte, in Reih' und Ordnung stellte. Seine 82 bis 90 Nummern habe er so sicher als etwas in der Tasche. Aber freilich: schmieren und salben helfe allenthalben, und für außergewöhnliche Leistungen brauche sogar ein Pferd mehr Hafer als sonst. Ja, er habe sogar mit eigenen Augen gesehen, wie ein Offizier einmal bei einem Wettrennen seinem Pferde Champagner zu saufen gegeben habe. . . . „Champagner her!“ rief er, an seine Erzählung folgerichtig anknüpfend, der Kellnerin zu, und dabei ließ er eine Handvoll Fünffrankentaler auf dem Tisch aufschmettern.

„Aber mit dem Champagner,“ schrieb ein anderer Dragoner von einem benachbarten Tisch in des Leuenhans Gebelfer hinein, „ist's doch nicht weit her! Ich hab's auch gesehen, das da! Aber das Pferd, das nach dem Wein einen ungestümen Anlauf hatte, klappte beim dritten Rundgang zusammen.“

„Einweg!“ rief der Leuenhans, „Champagner her! . . . Ohne Wein krieg' ich das Stichfieber. Und heut will ich Meister schütz werden, hau' es oder stech' es! . . . He, Marianneli, trink' eins! Wenn's mir die Schüsse verzieht, bist du schuld; denn du denkst immer auf eine andere Seite hinaus. Aber, am End', wenn's nicht auf dem Weg, so geht's auf einem andern. Sollt's ganz schief gehen, so wüßte ich noch ein unfehlbares Mittel. . . so unfehlbar, als dir die Tugendrose winkt. . . Habaha! . . . Was siehst du mich so mit großen Augen an? . . . Auf den Kopf gefallen bin ich nicht, ich nicht.“ . . . So eiferte er weiter und konnte sich nicht genug tun.

Eine Kanone donnerte. Man erhob sich von der Tafel. Schützenschwärme brachen aus der Festbütte hervor und bewegten sich langsam dem Schießstand zu. Der Leuenhans kam mit glutrotem Kopf und prahlte zu seiner Gefolgschaft: „Eingeheizt ist! Jetzt wollen wir den „Meister“ beim Sauohr holen!“ Raum aber hatte er mit Schießen begonnen und dreimal in drei Schüssen das Schwarze gefehlt, so hielt er inne und entschuldigte sich, das heftige Sonnenlicht blende ihn; er müsse ein halbes Stündchen warten, bis er im Schatten schießen könne. Dann schlenderte er den Stand auf und ab, als wenn er sich einen günstigen Platz zum Schießen auswählen wollte. Plötzlich aber verschwand er, als er sah, daß ihn niemand bemerkte. Dafür sorgte den Wytellikern der herankommende Lehrer für ein vergnügliches Schauspiel. Ohne viel Wesens zu machen, bezog er seinen gewohnten Stand, der gerade frei war, kniete gemächlich nieder und klemmte den Kolben seines Gewehres zwischen Arm und Schulter, daß er festsaß wie in einem Schraubstock; dann begann ein ruhiges Zielen. Jetzt schoß er und hatte eine Nummer. Das war ein guter Anfang. Wieder zielte er langsam, setzte ab, atmete auf, zielte nochmals und schoß — eine Nummer. So mehrmals nacheinander. Die Jungfrauen begannen verwundert miteinander zu kichern. Marianneli konnte sich vor Freude nicht mehr halten. Sie schlang einen Arm um den Nacken ihrer Freundin und flüsterte ihr ins Ohr: „Am Ende wird er doch der erste, was meinst?“

„Wärst du froh darüber?“ fragte die andere.

„Ich glaube, ja!“ erhielt sie leise zur Antwort.

Als der Leuenhans wieder erschien, war er bleich und verstört und schritt aufgeregt vor seinem Stand hin und her, wie ein verdunktes Huhn, das eben ein ungeschaltetes Ei gelegt hat. „Was hast denn?“ fragte ihn ein Kamerad, „fehlt dir etwas?“

„Nicht ganz geheuer ist's mir freilich!“ erhielt er zur Antwort.

„So schieß doch nicht und wart' zu; so trifft ja nichts!“ Da fuhr ihn der Leuenhans mit ganz übertriebener Leidenschaftlichkeit an: „Was sagst du, langbeiniger Heustüffel? Du wirst mir nicht helfen müssen. Steck' einmal dein Gesicht da hinein und laß's ab, wenn du kannst!“ Er hielt dem Angedonnerten sein Schießheft hin und rief: „In 27 Schüssen 25 Nummern? Du wirst mich lehren müssen, du Kamel du!“

Da kniete der Leuenhans hin und schoß noch 6 Nummern in 10 Schüssen heraus.

Inzwischen hatte der Lehrer seine übrigbleibenden 40 Schüsse abgegeben. „100 Schüsse, 100 Treffer, 80 Nummern!“ rief der kontrollierende Schützenmeister. Die Wytelliker eilten auf den Lehrer zu, und da sie mittlerweile das Bravorufen gelernt hatten, so überschütteten sie ihn mit Beifallsgeschrei. Heinrich ließ es ruhig über sich ergehen und schritt dem Ausgang zu. Da stürmte der Leuenhans hinterher und jubelte gezwungen: „82! He, wer ist jetzt der Meisterschütz?! ... Jetzt geh' ich noch an die Glückselben!“

Darüber geriet die Schar der Wytelliker ins Stocken, und man beschloß, das Glück des Leuenhans abzuwarten.

Da machte sich Marianneli in ängstlichem Eifer an den Lehrer heran und sagte: „Heinrich, ich glaube, der Leuenhans hat sich überzählt. Er hat ja nur 13 Schüsse abgegeben heut nachmittag. Wie kann er denn damit 82 Nummern gewinnen?“

„Ich denke,“ entgegnete der Lehrer lächelnd, „du wirst ihm wohl nicht alle Schüsse nachgezählt haben! Sei nur ruhig!“ Nun aber kam einer der Standmeister auf Marianneli zu und fragte sie, wer der Leuenhans sei. Der Fähnrich gab an ihrer Stelle Auskunft; aber als man den Schützen suchen ging, fand man ihn nirgends.

Die Wytelliker begaben sich etwas beunruhigt in den Roten Turm zurück, wo sie ihr Gefährt eingestellt hatten und den Nachmittag und Abend bei geselligem Tanz verbringen wollten. Auch der Leuenhans fand sich ein, ließ wacker aufstischen und machte Gebrauch von seinem Rechte, als erster Meisterschütz der Wytelliker seine Tanz- und Wagenfahrerin aus dem Kranz der Jungfrauen zu wählen.

Marianneli fügte sich in ihr Los; allein die Freude schien ihr vergällt worden zu sein. Teilnahmslos saß sie neben dem Leuenhans und schaute wehmütig wie ein verkauftes Hündlein, das der fremde Meister eben an die Schnur genommen, zu seinem früheren, geliebten Meister, zu Heinrich hinüber. Eben brach der Meisterschütz mit seiner unwilligen Gefährtin zum ersten Tanz auf, da erschien ein Polizeisoldat auf der Schwelle der Saaltüre und rief: „Ich wünsche Hans Behringer, Dragonerwachtmeister von Wytellikon, auf einen Augenblick zu sprechen!“

„Hier bin ich,“ erwiderte der Leuenhans kochend. „Was wollt Ihr?“

„Ihr Schießheft soll nochmals kontrolliert werden. Es muß etwas unrichtig eingetragen worden sein!“

„Mein Schießheft geb' ich nicht heraus!“ sagte der Leuenhans aufgeregt. „Ich habe noch nicht fertig geschossen!“

„Dann kommen Sie, bitte, mit mir und weisen Sie es beim Kontrollbureau selber vor!“

„Wenn's sein muß, das will ich schon!“

Sonderbarerweise benahm sich nun der Leuenhans ungewohnt freundlich und bat Marianneli, die an seinem Arm zitterte, um Entschuldigung, daß er sie für einige Augenblicke allein lassen müsse. Er werde bald wieder da sein, und vielleicht würden sie einander doch noch verstehen lernen.

Für sie war seine Entfernung eine Erlösung, und unter den Augen Heinrichs begann ihre Freude rasch wieder aufzuleben, wie ein vom kalten Regen zerzaustes Rosenbäumchen im warmen Sonnenschein. beiden waren einander noch nie so lange ungestört selbst überlassen gewesen. Auch wenn sie gelegentlich getrennt wurden, indem ein anderer Wytelliker des Gemeindeammanns Tochter, um ihr die Ehre anzutun, zum Tanze lud, gehörten sie einander an: die freundlichen Blicke, die sie sich über die Schultern ihrer Partner zuwarfen, woben zwischen ihnen unsichtbare Bänder der Innigkeit, zarter und feiner als Seide und Luft.

„Der Leuenhans ist doch ein rauher, leidenschaftlicher Gesell,“ gestand sie ihm während eines Rund-

ganges, als die Mechanik des Musikklastens neu aufgezogen wurde und sie auf des Leuenhans lange Abwesenheit zu sprechen kam. „Es hat mir heute mehrmals weh getan, wie er mit dir umgegangen ist, Heinrich.“

Da stand er still und fragte sie erfreut: „Getränkt hat es dich, wirklich?“ Und sie errötete tief; als sie es merkte, zog sie ihn sanft am Arme mit sich vorwärts. „Weißt du, Marianneli, das ist mir ein liebes Wort; ich möchte es zu einem ewigen Andenken machen und es in Gold fassen. Jetzt geh' ich noch einmal schießen und bringe dir etwas; darf ich?“ sagte er lieb und bescheiden.

„Du willst mir etwas schenken? ... ein kleines Andenken an diesen Tag? ... Du bist gut! Aber es soll nicht viel sein, hörst du?“

Da verließ er die Gesellschaft, nahm sein Gewehr und ging.

Marianneli fühlte sich erleichtert, als hätte sie einen Vertrauten gewonnen, dem sie ein langverhaltenes Geheimnis mitteilen durfte. Freier und ungehemmter als je verkehrte sie mit ihren Tanzgefährten. Mit einem Schlage war sie ihrer selbst sicher geworden und atmete auf wie ein Bergsteiger, der nach langwieriger Ueberwindung von Hügeln und Schluchten und Vorbergen endlich den leuchtenden Hochgipfel erblickt, den sich sein Tatendurst als Ziel gesteckt hat. Ihr aufgeräumtes Wesen und ihre fröhliche Hingebung ersparten ihr denn auch manche Neckerei, welche ihr die seltsame Entfernung ihrer zwei Bewerber sonst hätte zuziehen müssen.

Als Heinrich in der Dämmerung wiederkehrte, bestürmte man ihn von allen Seiten, ob er den Leuenhans nirgends gesehen habe.

Verdrießlich, fast schmerzlich antwortete er: „Laßt mich gehen!“ Man fragte ihn, was es denn gegeben habe; ob der Leuenhans etwa neuerdings einen Span mit ihm gehabt habe. Da brach er in Bitternis aus: „Es ist eine Schande!“ ...

„Was denn? Was denn? So rede doch!“ riefen seine Kameraden.

„Ja, es nützt nichts, es zu verschweigen. Morgen

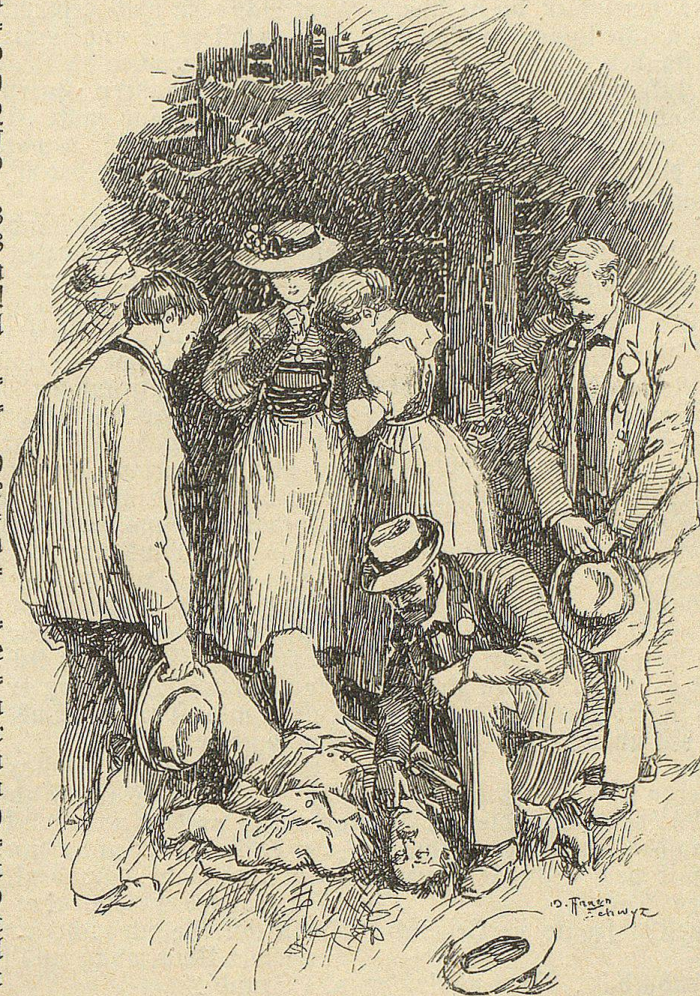
kommt's doch an den Tag. In der Zeitung! ... Der Leuenhans hat das Schießheft gefälscht. Hat selber fünf und zwanzig Nummern eingetragen. ... Ich hab' mich geschämt wie ein Hund, als es mir auf dem Kontrollbureau erzählt wurde. ... Ich wies mein Schießheft vor. Der Beamte las meinen Namen, meine Herkunft und bemerkte: „Ihr habt da einen saubern Schützen mitgebracht, ihr Wytelliker!“ Dann überreichte er mir den Meisterschützenkranz und die

Gabe, die ich eben noch herausgeschossen hatte, und sagte: „Eure Gruppe wird übrigens unter den ersten sein. Ihr habt dem neuen Gewehr und euch selber Ehre gemacht; aber was euer Dragoner da geleistet hat, ist minder schön.“ Und er erzählte mir die schönste Geschichte. Sein Schießheft habe der Leuenhans unterwegs dem Polizeisoldaten abgegeben, habe sich selber aus dem Staube gemacht.

Jetzt huben sie weidlich auf den Leuenhans zu schimpfen an, bis der Lehrer ihnen zurief: „Er hat uns den Ehrentag vergällt. Aber laßt jetzt von dem armen Teufel ab. Der Ehrgeiz und wer weiß was für Leidenschaften sind ihm halt über den Kopf hinausgewachsen und haben ihm die Sinne verwirrt. Einmal mußte so etwas kommen. Ihr kennt den Hitzkopf, dem es von jeher nicht sowohl an Verstand als vielmehr an der Vernunft gefehlt

hat, die sich mit Entschiedenheit an lebende Grundsätze hält und dadurch den Leidenschaften Harmonie zu verleihen vermag. Er hat seiner Lebtag nie daran gedacht, sich selbst zu erziehen. Wer weiß, was er noch anstellt? ... Entschuldigt mich, wenn ich da meinem Herzen in etwas zu herber Weise Luft verschaffe: Die unselige Geschichte hat mir die Freude am Fest genommen und die Galle zum Ueberfließen gebracht!“

Die Wytelliker waren aber nicht leicht zu beschwichtigen. Sie beschloßen, dem Festort den Rücken zu kehren, brachen die Tanzunterhaltung ab, ließen sich noch ein paar Flaschen Wein auftragen, um den Verger unwirksam zu machen, den sie soeben so unliebsam zu schlucken bekommen hatten. Die Fahne wurde aus der Fahnenburg abgeholt, ins schwarze Lederfutteral



eingehüllt und unter einer der Bänke im Leiterwagen verborgen gehalten, als man zum Städtchen hinausfuhr, während sie beim Einzug lustig und siegverheißend über den Köpfen der Wytelliker Schützen im Morgenlichte geflattert hatte.

Das aufgebrachte Schimpfen und Wetzern hörte erst auf, als der Festwagen in den Wald einfuhr und die Männer und Frauen, Burschen und Jungfrauen Hüft an Hüfte, Herz an Herze in zutunlicher Liebe erwarnten. Wehmütige Volksmelodien, die in ihnen Empfindungen auslösten, welche in vollem Gegensatz zur frohen Gegenwart standen, aber auf schmerzliche Möglichkeiten in der Zukunft hinzeigten, brachten die widerwärtigen Eindrücke vom Tage zum Schmelzen, so daß die Stimmen harmonisch zusammenschlangen, weich und duftig genug, um sich mit dem herniederrieselnden Glanz des Mondes zu vermählen.

Und wenn i einisch gestorbe bi,
Und 's Blüemli au verblüeht,
So tüt mir doch mys Blüemli
Bue mir ufs Grab, das bitte-n-i.
D Blüemli my,
I möcht gern bi dir si!"

Selig klang das innige Volkslied aus und wurde von dem Schweigen des Waldes aufgefangen. Auf dem knarrenden Wege legte sich stille Arm um Hals, lehnte sich vertraulich Haupt an Haupt, kein Mund brachte einen Laut hervor, nur in den pochenden Herzen sprach die Liebe. Da holte Heinrich seinen Lorbeerkranz unter der Bank hervor, setzte in seiner Nachbarin aufs schimmernde Haar und flüsterte ihr ins Ohr: „Der Schützenkönigin! . . . Sie hat mich mitten ins Herz getroffen!“ Sie drückte ihm die Hand, die er schon längst in die ihrige gelegt hatte. Nach einiger Zeit aber erhob sie sich, nahm den Kranz, legte ihn Heinrich um und sagte: „Es steht dir doch besser an als mir, denn du bist ein doppelter Meisterschütz!“

Wie sie sich aber wieder setzen wollte — es war eben bei der großen Fichte am Waldausgang, die Lichter von Wytellikon stachen golden durch den weißen Mondduft — fuhr sie mit dem Schreckenschrei: „Jesses Marie!“ zusammen.

„Was ist dir, Marianneli?“ fragte, sie Heinrich ängstlich.

„Dort, dort! am Straßenbord! . . . Seht nur!“

Der Wagen hielt an. Einige stiegen aus und sahen nach. Eine dunkle Gestalt lag im Graben.

Ein glänzender Streifen, wie von Metall, ließ schief über sie hin. Als Heinrich hinzukam, hatte man sie erkannt: Der Leuenhans lag erschossen, der Länge nach ausgestreckt, da, mitten ins Herz getroffen. Noch hielt er den Gewehrlauf in der erstarrten Hand und den rechten Fuß in der Schlinge einer Schnur, die am Abzugsbügel befestigt war. Alle standen zuerst, vom Schrecken halb gelähmt, um die Leiche herum: man betastete sie und suchte nach dem Leben. Umsonst. Dann brachen die Frauen in Schluchzen aus, eine nach der andern. Zuerst fand Marianneli wieder das Wort und sagte leise: „So ist er jetzt doch noch ein Meisterschütz geworden!“

„Ja“ meinte einer der Männer, „sicherer als der Tod trifft keiner.“

Und nun war es, als stände der Tod leibhaftig vor ihnen, den mondbeglänzten Silberschein auf dem bleichen Knochenhaupt mit den tiefdunklen Augen, die schwarzen ehernen Schienen und Ringe um Brust und Glieder, und in der erzgeballten Faust gesenkt die friedenbringende Kugelbüchse. Und keiner sprach angesichts seiner grausigen Majestät mehr ein Wort. Lautlos hob man den Leichnam in den Wagen und führte ihn heimwärts. Es war Mitternacht, als sie ankamen. Ohne viel Geräusch wurde der Tote vom Wagen gehoben und in der Gaststube seines Vaterhauses aufgebahrt. „Hans, mein Hans,“ jammerte die Mutter, „so hast du aus der Welt gehen müssen! . . . Aber gelt, es hat dich doch heimgezogen, du armer Hans!“

Schweigend geleitete Heinrich seine Geliebte nach Hause. Auf der Türschwelle nahm er Abschied von ihr mit den ersten süßen Küffen, die ihm das Leben erlaubt hatte. Dann zog er ein Mehrchen aus der Tasche und sprach: „Das hab' ich für dich noch herausgeschossen.“

Ein Flämmchen Goldlicht lobte vor Marianneli auf. — „Nimm es zum Andenken an die schöne Begebenheit an dem unheimlichen Tage,“ fuhr er fort, „zieh es fleißig auf, und wenn du das Mehrchen pochen hörst, nicht wahr, dann denkst du in Liebe an mich?“

Sie nahm das Geschenk und drückte es an ihr Herz. Dann löste sie sich sachte unter Tränen des Glücks aus seiner Umarmung und sprach: „Alle Tag' und alle Stund'!“

405707

Zum Jahrhundert-Jubiläum des Appenzellischen Landesanges.

Von Professor Karl Nei, Basel.

In Speicher und auf Bögelsinsegg wurde im Jahre 1825 das erste große Sängerkfest gefeiert, es war in seiner Art das erste überhaupt in der ganzen Welt. Da sprach Melchior Hirzel, der spätere Bürgermeister von Zürich, die prophetischen Worte: „Wie einst die Freiheit von den Bergen in die Täler hinabstieg, so wird auch der Volksgejang von den Bergen über die Täler sich verbreiten.“ Diese schöne Voraussage hat sich erfüllt, der Anstoß zum heute in üppiger Blüte prangenden vollstümlichen Sängerkwesen ging vom

Appenzellerland aus, seine glänzendste Neußerung, die Institution der eidgenössischen Sängerkfeste, hat ihren ersten Keim in den Vereinigungen der appenzellischen Sänger.

Der Appenzellische Sängerkverein oder wie er von alters her heißt, das Appenzellische Landesang war der Anfang und die erste Triebkraft. Wie er entstanden sagt sein Geschichtschreiber, Landesangschreiber Fäppler in Trogen (in der Festschrift auf das fünfzigjährige Jubiläum) schön mit folgenden Worten: „Der Gedanke,